

# Der Römerbrunnen [Fortsetzung]

Autor(en): **Guggenheim, Werner Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 49

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649297>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DER RÖMERBRUNNEN

Erzählung von Werner Johannes Guggenheim

2. Fortsetzung

Alle Rechte vorbehalten!

Eine nischenartige Ecke des ziemlich weitläufigen Raumes war angefüllt mit einer ganzen Versammlung von Figuren in verschiedenen Grössen und Ausführungen, in Gips und in rötlichem gebranntem Ton, etwas staubig alle und dicht aufeinander gedrängt, und dahinter und dazwischen lagen am Boden, wie abgehackt, ein paar Arme, Beine, Hände, und Köpfe auf dicken Holzplatten.

Lux hatte auf dem Tisch verschiedene Entwürfe ausgebreitet und verglich sie miteinander. Er konnte sich noch nicht entschliessen, welchen er ausführen wollte. Er suchte unter seinen Kohlenstiften und begann, mit grossen Strichen das Plakat zu entwerfen. Einige Schwierigkeiten bereiteten ihm die Wünsche des Auftraggebers, der verlangt hatte, dass die Vorteile des billigeren Kohleneinkaufs im Sommer nicht nur im Text, sondern auch durch die bildliche Darstellung augenfällig gemacht würden. Nach gemeinsamer Durchberatung etlicher gereimter Sprüche wie: „Schaff im Sommer billige Kohle herbei, das macht dich im Winter sorgenfrei“ und ähnlichen, hatten sie sich auf den einfachen Satz: „Billige Sommerkohlen bei Rickenmann“ geeinigt, aber Lux hatte für diesen zweifellos markigen Satz bis jetzt noch keine Versinnbildlichung gefunden, von der er annehmen konnte, dass sie ebenso den Auftraggeber wie ihn selbst befriedigen, wie vor allem der Käuferschaft einzuleuchten vermöchte.

Indessen war Schnipsli mit dem Aufräumen fertig geworden und machte sich daran, die Kleiderpuppe anzuziehen. Mit Stecknadeln machte sie die Stoffe fest, suchte unter den zahlreichen Mustern nach geeigneten Ergänzungen und blätterte in Modezeitschriften, um sich von den neuesten Modellen Anregungen zu holen.

„Wie geht das jetzt eigentlich weiter?“ fragte sie zwischenhinein.

„Was meinst du?“

„Die Sache da mit dem Motzbacher.“

„Keine Ahnung. Ich bin nicht Jurist.“

„Das wird aber doch sicher eher unangenehm werden?“

„Ein Zahlungsbefehl ist noch nie etwas Angenehmes gewesen.“

Schnipsli war vor ihrer Puppe niedergekniet und zupfte am unteren Rocksäum. „Aber etwas müsste doch geschehen“, meinte sie.

„Ach was“, sagte Lux, „der Motzbacher kann sich ja bei mir einen Grabstein bestellen, dann verrechnen wir das gegeneinander auf. Oder er soll den Lärmkasten wieder abholen lassen.“

„Und die angezählten fünfzig Franken?“

„Ja, die gehen dann als Miete drauf. Aber dafür sind wir auch mit dem Taglied aus den Meistersingern geweckt worden.“

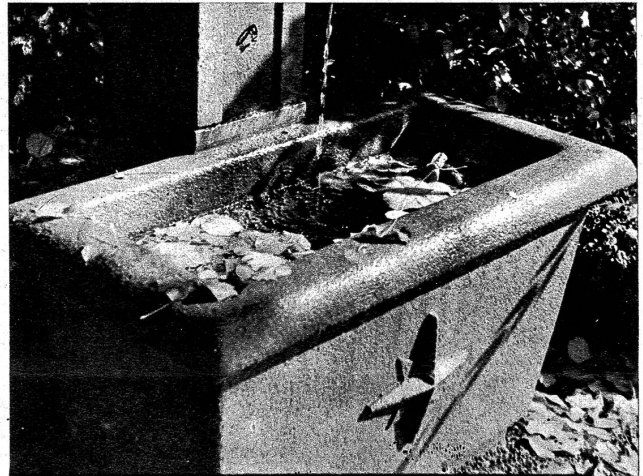
„Wird denn das Plakat nicht bald fertig?“

„Das wird schon einmal fertig werden. Aber ich möchte einmal eine Arbeit machen, die mich freut, nicht lauter solche Sachen, nur um das blöde Geld zu verdienen, das dann doch nur für lauter Zeug draufgeht, das einem wieder nicht freut.“

„Man sollte wirklich einmal darüber nachdenken, woher bald einmal ein Schübel Geld kommen könnte“, sagte Schnipsli. „Wir sollten vielleicht ein Los kaufen.“

„Wenn du fünf Franken übrig hast.“ Lukas schien mit seiner Arbeit unzufrieden zu sein, denn er zerknüllte das Blatt, warf es in eine Ecke und holte sich einen neuen

(Phot. Balloux)



## AUF HERBSTLICHEN WEGEN

*Herrlich, in den Wind zu lehnen  
und in unsagbarem Sehnen  
sich verliebt geliebt zu wöhnen  
im verführerischen Wind!*

*Herrlich, durch das Laub zu streifen,  
träumend Wälder zu durchschweifen  
und nach lichthem Gold zu greifen,  
das der Herbstwald lächelnd streut!*

*Seltam, in den Buchenrinden  
Namen schon vernarbt zu finden...  
Herbst, nun lass mich überwinden,  
bis ich lächeln kann wie du!*

Erwin Schneider.

Bogen aus der Mappe hervor. „Bei unserm Pech wird es aber nicht ziehen. Und wenn es nicht zieht, hilft auch das schönste Los nichts.“

„Aber man hat wenigstens für eine Zeitlang die Hoffnung, dass man bald viel Geld haben wird. Und man kann sich alles mögliche Schöne dabei ausdenken, was man dann damit anfangen will. Das macht schon recht viel Vergnügen. Wenn ich jetzt zum Beispiel das grosse Los gewinne, dann mache ich eine grosse Reise, das ist das Erste, zuerst nach Paris, und dann nach Südfrankreich.“

„Und ich?“

„Wenn du bis dann mit deinem Plakat fertig bist, darfst du mich begleiten.“

„Nett von dir.“

„Uebrigens, Lüxlein, sag einmal, ist nicht der Entscheid über das Preisausschreiben bald fällig?“

„Das von dem Brunnen?“ dabei deutete Lux auf einen kleinen, plastischen Entwurf, der etwas abseits etwa in Augenhöhe auf einem schmalen, vierbeinigen Sockel stand, nicht bei den andern Plastiken, die in ihrem Winkel verstaubten. Auf einer Plattform über einem Brunnenbecken, zu dem einige Stufen hinabführten, stand schlank und hochgereckt ein nackter Jüngling, während eine nackte Mädchenfigur in anmutiger Haltung einige Stufen unterhalb kniete und mit einer Schale Wasser aus dem Brunnen schöpfte. Es schien ein erster Entwurf zu sein, denn der graue Ton hatte beim Trocknen kleine Risse bekommen. „Ach, weisst du“, sagte Lukas nebenher, „das ist auch nicht viel besser als ein Los. Ein Preisausschreiben ist eher noch schlimmer als eine Lotterie. Ich mache mir da keine Hoffnungen.“

„Der Brunnen ist aber schön geraten. Und du hättest sicher einen Preis verdient.“

„Das sagst du, Schnipsli. Aber du bist ja leider nicht in der Jury. Und wenn er wirklich geraten ist, so wäre das viel eher ein Grund, dass er keinen Preis bekommt. Geh mir weg mit diesen Preisausschreiben. Wenn ich einen Preis bekommen sollte, so wäre ich direkt deprimiert, weil ich dann so gut wie sicher sein müsste, mein Entwurf sei der schlimmste Kitsch.“

„Wart's einmal ab, bevor du solchen Kohl daherredest.“ Schnipsli war von ihrer Kleiderpuppe weggetreten und betrachtete sie prüfend. Nachdem sie noch eine kleine Umänderung vorgenommen hatte, wandte sie sich an Lukas. „Gefällt dir dieses Modell?“

„Was soll es geben?“

„Ein Nachmittagskleid mit Stickereien. Ein wenig etwas Apartes. Gefällts dir?“

„O doch“, sagte Lux, nachdem er das gesteckte Kleid rundum flüchtig angeblickt hatte, „du machst ja so etwas sehr hübsch. Ich verstehe leider noch immer nicht sehr viel davon, trotzdem ich es eigentlich ein wenig gelernt haben sollte.“

„Doch“, meinte Schnipsli nach nochmaliger Ueberprüfung ihres Werkes, „ich glaube, man kann das so lassen. Und wenn es dem Silberschmidt nicht gefällt, kann er es sagen. Wie spät ist es? Halb neun? Dann hab ich noch Zeit. Ich habe gesagt, ich komme so gegen elf Uhr ins Geschäft. Wenn sie mich früher brauchen, können sie telefonieren.“ Während sie verschiedene Stoffe zusammenlegte und in einer Schachtel verpackte, kam sie auf ihren früheren Gedanken zurück. „Wieviel beträgt eigentlich der erste Preis?“

„Fünftausend Franken.“

„Fünftausend Franken! Das wäre ein Haufen Geld.“

„Wenn man es bekommt.“

„Klar. — Und der zweite?“

„Immer noch dreitausend Franken, glaub ich.“

„Auch nicht zu verachten, und der dritte?“

„Tausendfünfhundert, wenn es mir recht ist.“



Der erzbischöfliche Palast in Ravenna



Café in der Altstadt von Ravenna

„Damit könntest du wenigstens den Radio bezahlen. Den dritten Preis solltest du bekommen. Soviele haben bei dem Wettbewerb sicher nicht mitgemacht.“

„Dann aber bitte den ersten. Wenn schon, denn schon.“

„Ach was, warten wir's ab“, sagte Schnipsli abschliessend. Und plötzlich fiel ihr etwas ein: „Du, Lüxli, vielleicht ist es das, was der Rieter heute morgen gemeint hat...“

Lukas schaute sie fragend an. „Wann?“

„Heute morgen, am Telephon. Darum hat er so merkwürdig gefragt. Ob wir schon etwas wissen, hat er doch gefragt. Wenn es das wäre? Du, Lüxli, ich glaube, ich würde verrückt.“

„Schon lieber nicht. Sonst kann ich das ganze Geld dem Narrenhaus geben und wir haben wieder nichts davon. Nimm dich also bitte zusammen.“

Wieder schrillte die Klingel. Schnipsli eilte zur Tür, und wieder kam die letzten Stufen der knarrenden Holzstiege Birrmoser, der freundliche Pöstler, schnaufend herauf.

„Sie? Herr Birrmoser? Haben Sie etwas vergessen?“ Birrmoser trat herein, er hielt das Quittungsheft für eingeschriebene Sendungen in der Hand, darin steckte ein

# RAVENNA

## HISTORISCHER RÜCKBLICK

Die im Nordosten Italiens gelegene Stadt Ravenna, der sich jetzt die Alliierten immer mehr nähern, grenzte früher ans Adriatische Meer und besass mit seinen Lagunen eine ähnliche Lage wie Venedig.

Im Altertum war einst Ravenna vielleicht von den Thessaliern gegründet worden und wurde dann durch die Umbrier besetzt. Später kam es zu Rom als eine der Städte des cisalpinischen Gallien.

Unter Augustus gelangte es plötzlich zu grosser Bedeutung, als dieser Kaiser es nämlich zum Flottenstützpunkt des «oberrn Meeres» bestimmte. Damals konnte es 250 Schiffe in seinen Hafen aufnehmen; nach allen Richtungen war die Stadt von Kanälen durchzogen. Gutes Wasser war schwierig zu erhalten und teurer als Wein.

Im 5. Jahrhundert beginnt die Epoche der grossen historischen Bedeutung Ravennas. Kaiser Honorius, beängstigt durch die fortschreitenden Erfolge des Westgoten Alarich, versetzte seinen Regierungssitz in die Lagunenstadt. Von Anfang des Jahrhunderts bis 476, dem Fall des weströmischen Reiches, war Ravenna wichtigstes Regierungszentrum.

Hier wurde Stilicho erschlagen. Der Söldnerführer Odoaker machte Ravenna zu seiner Residenz.

Von 489—492 dauerte die dreijährige Belagerung der Stadt durch den Ostgotenkönig Theodorich. In dem noch heute stehenden, auf der Ostseite gelegenen Pinienwald kam es zu einer blutigen Schlacht. Eine Seeblockade nötigte schliesslich Odoaker zur Uebergabe. Der Erzbischof von Ravenna vermittelte einen Vertrag, der aber von Theodorich nicht eingehalten wurde. Dieser erschlug 10 Tage nach seinem Eintritt in die Stadt seinen Gegner Odoaker an einem Bankett (15. März 493).

Ravenna wurde Theodorichs Hauptresidenz. Die 33 Jahre seiner Regierung stel-

len die Zeit der höchsten Blüte Ravennas dar. — Im Ostteil der Stadt liess sich der König einen grossen Palast erbauen, von dem nur noch geringe Ueberreste erhalten geblieben sind. Bekanntlich hat ja Karl der Grosse zahlreiche Marmorsäulen dieses Palastes samt der bronzenen Statue Theodorichs nach Aachen bringen lassen. Gut erhalten ist jedoch noch das Grab Theodorichs. Das kreisförmige Mausoleum steht im Nordosten, ausserhalb der Stadtmauer. Die Kuppel besteht aus einem aus Istrien stammenden riesigen Monolithen, mit mehr als 300 Tonnen Gewicht.

Im Jahre 540 wurde Ravenna wieder mit dem römischen Reiche vereinigt. Später geriet es unter die Gewalt der Langobarden und hernach der Franken. Sein Glanz war damals aber schon am Verblasen. Die Küste war nämlich weiter ins Meer vorgerückt. Die Lagunen waren durch die Anschwemmungen der Flüsse ausgefüllt worden. Ravennas Bedeutung als Seehafen war geschwunden. Hier haben wir ein eigenartiges Beispiel, wie die Natur für das Schicksal eines Gemeinwesens von entscheidendem Einfluss sein kann. Es sind nicht nur politische, sondern mehr noch rein geographische Ursachen, die den Niedergang Ravennas herbeigeführt haben. Ravenna war zu einer Landstadt geworden. Es geriet unter die Herrschaft des Kirchenstaates, wurde eine Zeitlang selbständig, bis die Venezianer sich der Stadt bemächtigten. Unter dem Papste Julius II. (1509) wurde es wieder dem Kirchenstaat einverleibt, dem es dann bis zu dessen Erlöschen angehörte. 1860 wurde es von dem neu geeinten Königreich Italien aufgenommen.

Bemerkenswert ist noch, dass hier der grosse Dichter Dante gestorben ist.

Die grösste Sehenswürdigkeit sind die zahlreichen Kirchen. Keine andere Stadt



Das Grabmal Theodorichs bei Ravenna

bietet eine solche Fülle der kirchlichen Architektur aus der Zeit zwischen dem 4. und 8. Jahrhundert. Berühmt sind vor allem die prächtigen, alten Mosaiken. Unter den Kirchen gibt es auch solche, die ursprünglich für den arianischen Kultus erbaut worden sind.

Die Stadt ist von mittlerer Grösse und erreicht nicht 100 000 Einwohner. Sie ist jetzt durch den 10 km langen Corsinikanal mit dem Aussenhafen Porto Corsini verbunden. Ravenna besitzt weite Strassen; die Plätze sind mit den Statuen der Päpste geschmückt. Die Industrie verarbeitet Seide, Leinen, Papier, Glas, Chemikalien u. a. m. Bedeutend ist der Weinhandel und der Handel mit landwirtschaftlichen Produkten. Ravenna besitzt ein Dantemuseum, ferner eine Kunstakademie und eine Bibliothek mit 80 000 Bänden. — Möge die schöne und interessante Stadt vor einer völligen Zerstörung in diesem Kriege bewahrt bleiben! J.

Brief. „Jawohl, hab ich etwas vergessen“, sagte er nach einigen tiefen Atemzügen. „Aber ich bin genug gestraft dafür. Zweimal diese meineidige Stiege herauf, das langt. Aber schuld daran ist nur der Fackel. Aus lauter Aerger, dass ich Ihnen den Zahlungsbefehl habe herauftragen müssen, habe ich den eingeschriebenen Brief ganz vergessen. Herr Lukas Schwerdtlin, Bildhauer, Altgasse 16, das sind zweifellos Sie. Voilà.“

Lux nahm den Brief in Empfang und betrachtete ihn sehr argwöhnisch. „Das wird wieder so etwas sein. Als Absender ein Postfach. . . das bedeutet nie etwas Gutes. Wenn sie schon den Absender richt draufschreiben dürfen. Und eingeschrieben, Wer will wohl jetzt schon wieder Geld von mir?“

Der Postbote hielt ihm das Quittungsheft und einen Tintenstift hin. „Sie müssen so gut sein, und da noch unterschreiben. Sie haben ganz recht, Herr Schwerdtlin, am gleichen Tag ist die Post entweder gut oder sie ist schlecht. Ich habe da meine Erfahrungen gemacht. Sie tun mir heute direkt leid, Herr Schwerdtlin. Aber nehmen Sie mir's nicht übel, ich kann nichts dafür. — Ich bin schon

zehn, zwölf Häuser weiter gewesen, da ist mir plötzlich dieser Brief wieder in die Hand gekommen. Da hab ich mir gleich gedacht, Sie werden wohl auch daran nicht viel Freude haben. Ja, und ich hab da die ganzen fünf Stöcke noch einmal hinauf müssen. Aber so geht's halt eben manchmal. Wenn der Tag einmal schlecht anfängt, dann geht er auch schlecht weiter.“

„Jawohl, Herr Birrmoser“, pflichtete Lux bei, der inzwischen unterschrieben und den Brief auf den Tisch gelegt hatte, rasch, als hätte er eine heisse Kohle angefasst gehabt. „Ich mache ihn heute am besten gar nicht auf.“

„Sie machen ihn nicht auf?“ fragte Birrmoser neugierig.

„Nein! Ich mache ihn heute nicht auf. Es reicht mir an dem, was Sie mir vorher gebracht haben.“

„Aha“, sagte der Pöstler etwas enttäuscht, „wenn Sie ihn doch nicht aufmachen, dann kann ich ja wieder gehen.“

„Schauen Sie aber zuerst noch nach, Herr Birrmoser, ob Sie nicht am Ende noch etwas vergessen haben“, neckte ihn Schnipsli. „Vielleicht eine Geldanweisung?“

(Fortsetzung folgt)